

Stéphane Breitwieser
Bekenntnisse eines Kunstdiebes

Stéphane Breitwieser
mit Yves de Chazournes

*Bekenntnisse
eines Kunstdiebes*

Aus dem Französischen von
Michael von Killisch-Horn

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel
»Confessions d'un voleur d'art« bei Éditions Anne Carrière, Paris.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. 565-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

I. Auflage

© der Originalausgabe 2006 Éditions Anne Carrière, Paris
© der deutschen Ausgabe 2007 by C. Bertelsmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lektorat: Gerhard Seidl
Umschlaggestaltung:
R-M-E Roland Eschlbeck und Rosemarie Kreuzer
Satz: DTP im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-0092-5

www.cbertelsmann.de

Inhalt

1. Lehrzeit eines Diebes	9
2. Verkettung von Umständen	24
3. Meine Prinzessin von Clèves	36
4. Die Tempelhändler	48
5. Die Jagd nach dem Gold	57
6. Geburtstagsgeschenk	69
7. Das Jahr der Meisterwerke	92
8. Für die Kunst der ganzen Welt	105
9. Ein Schuss vor den Bug	114
10. Geschenklisten	128
11. Eine gewichtige Statue	137
12. Die Zigarre des Kunsthändlers	148
13. Der fliegende Wandteppich	158
14. Das »Cornu Delicti«	169
15. Ein kunstliebender Polizist	180
16. Vollständiges Geständnis	194
17. Das schwarze Loch	202
18. Die Rückkehr eines Vaters	216
19. Der Prozess	229
20. Die Gegenüberstellung	243
21. Der Riss	255
22. Die Liebe einer Mutter	272

*Für meine Familie,
meine Freunde,
für Judith, die mir sehr fehlt,
und für Stéphanie*

»Wer auf die Welt kommt, um nichts
durcheinander, um nichts in Unordnung
zu bringen, verdient weder Achtung noch
Geduld.«

René Char

1. *Lehrzeit eines Diebes*

Es war zu verlockend! Die Vitrine stand einen Spaltbreit offen. Im Inneren Waffen, Pistolen aus dem 17., 18. Jahrhundert. Mein Vater hatte einige zu Hause, aber er hatte mir nichts dagelassen, als er gegangen war. Ich dachte an ihn ... Diese Waffen waren älter, schöner als seine, auch wenn sie ein wenig verrostet waren. Anne-Catherine, meine Freundin, sah, dass ich zögerte. Wir waren nicht in dieses Museum gekommen, um zu stehlen. Absolut nicht. Es war ein Ort, den ich gut kannte, nicht weit von zu Hause entfernt. Früher war ich immer mit meinen Eltern hergekommen. Anne-Catherine ermunterte mich:

»Na los, mach schon, nutz die Gelegenheit! Sei kein Idiot!«

Ich steckte die Hand hinein, und blitzschnell war das schönste Stück, eine Pistole mit Feuerstein, in meinem Rucksack verschwunden.

Ich schloss die Vitrine wieder. Mein Herz raste. Anne-Catherine lächelte mir zu. Bemüht langsamen Schrittes verließen wir das Museum und stiegen in den Wagen, einen Opel Corsa, den meine Großeltern mir zum Abitur geschenkt hatten.

Wir kehrten nicht sofort nach Mulhouse zurück, das nur fünfundzwanzig Kilometer entfernt war und wo meine Mutter wohnte. Wir fuhren in Richtung Elsässer Berge und hielten dort auf einer Anhöhe an. Hier nahm ich mit einer Ruhe, die mich erstaunte, die Pistole aus meinem Ruck-

sack. Ich hätte sie am liebsten geküsst. Es handelte sich um ein Stück, das zwischen 1720 und 1730 von einem Waffenschmied aus Colmar, einem gewissen Barth, gefertigt worden war. Später musste ich feststellen, dass die ursprüngliche Perkussionsvorrichtung modifiziert worden war. Hätte ich das gewusst, ich hätte die Pistole gewiss nicht genommen. Mich interessierten nur die Stücke, die wirklich original waren und keinerlei Veränderung erfahren hatten.

Ich wusste es damals noch nicht, aber der einfache, zu einfache Diebstahl im obersten Stock des kleinen Stadtmuseums von Thann im Elsass, im Hochsommer 1994, war der erste einer langen Serie. Es war ein zufälliger Diebstahl, könnte ich sagen. Ich war noch keine dreiundzwanzig und nur ein unerfahrener Amateur. Mit den Jahren sollte ich zu einem professionellen Kunsträuber werden. Und vor allem, durch die regelmäßigen Museumsbesuche und das Studium der Bücher, zu einem Kunstliebhaber, ebenso wie Anne-Catherine. Sie war mein Mentor, und durch mich entdeckte auch sie wunderschöne Meisterwerke. In ästhetischen Fragen waren wir beide Autodidakten und öffneten uns gemeinsam der Schönheit der Dinge und der Entdeckung der Kunstwerke.

Ich wurde am 1. Oktober 1971 in Mulhouse geboren und habe immer im Elsass gelebt. Meine Eltern zogen mehrmals um, aber sie haben sich nie sehr weit von der Hauptstadt des Départements Haut-Rhin wegbewegt. Bei meiner Geburt lebten sie in einer Wohnung in Mulhouse; anschließend zogen sie in ein kleines Dorf, nach Ruelisheim, zehn Kilometer nördlich der Stadt gelegen, wo sie sich eines dieser Fertighäuser hatten bauen lassen, die es in dieser Gegend zuhauf gibt. Ich muss damals sechs oder sieben gewesen sein. Ich erinnere mich, dass ich ein glückliches Kind gewesen bin, etwas zu ernst wohl für mein Alter und ver-

wöhnt von Eltern, deren einziges Kind ich war. Meine Mutter ließ mir alles durchgehen, während mein Vater entschieden strenger war. Zudem wurde ich auch von meinen Großeltern umhegt, die ebenfalls im Elsass lebten. Ich verbrachte viel Zeit bei ihnen, und sie schlugen mir nie etwas ab, gaben mir sogar mehr, als ich verlangte.

Meine Jugend verbrachte ich vier oder fünf Kilometer von dort entfernt in einem der schönsten Häuser des Dorfes Wittenheim, unweit von Mulhouse. Das war das Haus der glücklichen Jahre – und wurde später das der dunklen Jahre. Meine Mutter, erst Säuglings-, dann Krankenschwester, hatte zuerst in der Region gearbeitet, bevor sie anfang, ihren Beruf in Basel, in der Schweiz, eine Viertelstunde mit dem Wagen von uns entfernt, auszuüben. Mein Vater, anfänglich höherer Angestellter, hatte als Erster beschlossen, in leitender kaufmännischer Funktion in einem großen Unternehmen auf der anderen Seite der Grenze zu arbeiten. Da die Gehälter in der Schweiz deutlich höher als in Frankreich waren, führten wir ein sorgenfreies Leben. Meine Eltern konnten sich immer schöne Autos leisten, und wir machten häufig Reisen, innerhalb Frankreichs oder ins Ausland.

Unser Boot lag ständig auf seinem Anhänger unter einer Plane zum Aufbruch bereit, und wir verbrachten viel Zeit damit, auf dem Rhein oder den Seen des Umlands zu schippern. Unsere drei Hunde, an denen ich sehr hing, schliefen in der Garage und konnten nach Lust und Laune herumtoben. Es waren Dackel, meine Mutter hat immer nur diese Rasse geliebt. Das Haus war vollgestopft mit wunderschönen alten Möbeln, Empire- oder Louis-Philippe-Kommoden, Louis-quinze-Sesseln ... An den Wänden hingen unzählige Gemälde, die meisten signiert von Robert Breitwieser, dem Großonkel meines Vaters. Dieser Maler war der Stolz der Familie, und sein Ruf hatte sich seit Langem über die Grenzen der Region hinaus verbreitet. Mein Vater war

wie meine Mutter nicht sonderlich kunstinteressiert und besuchte keine Museen. Dagegen trieb er sich viel auf Trödelmärkten herum, meist um weitere Gemälde von Robert Breitwieser ausfindig zu machen, Landschaften, Porträts ... Meine Mutter hatte ein Faible für Innenarchitektur, und das ist mit Sicherheit etwas, das sie an mich weitergegeben hat.

Das Haus in Wittenheim, das ich so sehr liebte, wurde das Haus der Scheidung. Seit einiger Zeit hatte sich das Verhältnis zwischen meinen Eltern verschlechtert, aber erst ab 1990 war die Situation unerträglich geworden; ihre Streitereien wurden immer heftiger. Mit neunzehn konnte ich es nicht mehr ertragen mit anzuhören, wie sie sich gegenseitig zerfleischten, und meine Mutter leiden zu sehen. Vielleicht hatte ich unrecht, aber ich ergriff regelmäßig ihre Partei. Es kam vor, dass ich mich in mein Zimmer zurückzog, um ihr Schreien nicht hören zu müssen. In den beiden folgenden Jahren zog mein Vater von zu Hause aus, und meine Eltern begannen einen langwierigen Scheidungsprozess. Ich blieb nicht nur bei meiner Mutter, sondern brach in den folgenden Monaten auch jede Verbindung zu meinem Vater ab. Dabei hatte er mit allen Mitteln zu erreichen versucht, dass wir uns weiterhin sähen. Für ihn war es wichtig, den Kontakt nicht zu verlieren. Aber ich konnte ihm nicht verzeihen!

Im August 1991 lernte ich Anne-Catherine kennen, eine Schwesternhelferin, die drei Monate älter war als ich. Anfangs kam sie sehr häufig zu uns, aber erst nachdem mein Vater endgültig ausgezogen war, zog sie richtig zu mir. Als mein Vater ging, nahm er die antiken Möbel, die afrikanischen Elfenbeinfiguren und die meisten Bilder von Robert Breitwieser mit, all das, was er von seiner Familie geerbt hatte ... Auch die alten Waffen, Pistolen und Säbel, mit denen ich immer gegen eingebildete Feinde gekämpft

hatte, hatte er mitgenommen und meiner Mutter nur ein paar Bilder des Großonkels gelassen, die sie gemeinsam auf Trödelmärkten gekauft hatten. Meine Mutter musste das antike Mobiliar durch Ikea-Möbel ersetzen. Es war erbärmlich!

Damit begann der soziale Abstieg. Im Frühjahr 1992 war meine Mutter gezwungen, ein erstes Mal umzuziehen. Wir wurden Mieter einer Wohnung in Kingersheim, am nördlichen Stadtrand von Mulhouse. Und ein Jahr später zogen wir erneut um, in ein Mietshaus aus den Dreißigerjahren in Ensisheim. Ich hasste diesen Ort. Materiell und gesellschaftlich bedeutete es einen gewaltigen Abstieg, und das zu ertragen fiel mir verdammt schwer.

Ich musste nichts für die Wohnung bezahlen. Alles Geld, das ich verdiente, zunächst mit Studentenjobs, dann mit verschiedenen Stellungen, die ich in unregelmäßigen Abständen hatte, legte ich auf die hohe Kante. Zwischen den Beschäftigungen bekam ich Arbeitslosengeld. Nachdem Anne-Catherine ihre Ausbildung zur Schwesternhelferin beendet hatte, arbeitete sie sporadisch in Krankenhäusern oder Altersheimen in der Region. Meine Mutter, meine Großeltern vor allem, unterstützten mich finanziell sehr; zu jedem Geburtstag, zu jedem Weihnachtsfest bekam ich einen dicken Scheck von meiner Großmutter. Und das übrige Jahr hindurch fand sie immer einen guten Grund, mir heimlich einen kleinen Umschlag in die Tasche zu stecken.

Mir ist jetzt bewusst, wie privilegiert wir in all diesen Jahren waren, Anne-Catherine und ich. Wir hatten genügend Geld, um billig reisen zu können oder um alle zwei, drei Jahre einen Gebrauchtwagen zu kaufen. Genug Geld auch, um die teuren Rahmen für die Bilder zu erwerben, die ich stahl.

Heute bin ich überzeugt, dass ich mich, wäre mein Vater bei uns geblieben, nicht in diese teuflische Spirale hätte

hineinziehen lassen, die einen der größten Kunsträuber aller Zeiten aus mir gemacht hat. Seine moralische Autorität hätte mich mit Sicherheit davon abgehalten. Und ich hätte wohl auch das Elternhaus verlassen, um mit Anne-Catherine irgendwo ein eigenes Heim zu gründen.

Das Unglück ist jedoch geschehen, und nun will ich dieses Leben eines Diebes erzählen, der serienweise Kunstwerke geraubt hat. Ich werde mich streng an die Wahrheit halten, mit Präzisierungen und Details, die nur ich kenne und die mir ins Gedächtnis eingebrannt geblieben sind. Ich werde alles erzählen, auch das, was mir nicht zur Ehre und zum Vorteil gereicht. Das ist die Verpflichtung, die ich mir selbst gegenüber eingegangen bin.

Jetzt, da ich mich mit meiner Vergangenheit beschäftige, wird mir bewusst, dass ich schon immer ein leidenschaftlicher Sammler gewesen bin und eine Schwäche für schöne Dinge, alte Dinge vor allem, gehabt habe. Ganz jung bereits faszinierte mich die Archäologie. In Ägypten, in Griechenland, in Italien, an allen archäologischen Ausgrabungsstätten, zu denen meine Eltern mich mitnahmen, fühlte ich mich glücklich wie ein König. Ich war kein kleiner Junge wie die anderen; ich liebte nur alte Steine, antike Waffen, alte Tonscherben, die Spuren längst vergangenen Lebens. Sehr früh schon hatte ich Fachzeitschriften abonniert. Da mich, als ich zehn oder zwölf war, die ägyptische und die griechisch-römische Kultur faszinierten, setzten meine Eltern mich am Eingang eines Museums ab und ließen mich allein, um Einkäufe in der Stadt zu machen, was die Damen an der Kasse stets sehr verwunderte. Mein ganzes Taschengeld ging für Lektüre über Kunst und Archäologie drauf. Meine Freunde wünschten sich Videospiele oder, später, ein Mofa. Ich dagegen kaufte mir lieber Bücher. Mein Vater und meine Mutter schenkten mir auch kleine archäologische Fundstücke, antike Figürchen aus Marmor

oder Elfenbein, die sie auf der deutschen Rheinseite kauften. Ich hasste bereits damals alles Zeitgenössische, das in Serie fabrizierte Moderne, ja sogar alles, was jünger als die Monarchie war. Ich flüchtete mich in die Vergangenheit. Ich liebte die in sorgfältiger Handarbeit hergestellten antiken Einzelstücke, die so ganz anders waren als all das, was nach der industriellen Revolution in Massen entstand.

Zu Hause hatte ich im Keller eine billige blaue Plastikwanne, in die ich alles tat, was mir am Herzen lag: eine Bärenklaue, Tonscherben, die ich bei den Ausgrabungen unweit der Schlösser der Region eingesammelt hatte. Ich ging auf Expedition mit meinem Großvater; noch heute sehe ich ihn, wie er mit seinem Stock im Boden stocherte. Schon damals hatte ich das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun. Ich brachte Armbrustpfeilspitzen, Stücke glasierter Öfen aus dem 16. Jahrhundert, Münzen mit ... Das war mein Schatz. An einer archäologischen Ausgrabungsstelle ganz in meiner Nähe, wo sich die Reste eines mittelalterlichen Klosters befanden, hatte ich sogar einen Schädel gefunden. Damals war ich schon mit Anne-Catherine zusammen, und wir waren bereits Komplizen. Lange habe ich diesen Schädel nicht behalten, meine Mutter hatte ihn zufällig gefunden; und außerdem hatte er mir ein wenig Angst gemacht.

Einmal, ich war noch keine zwölf, hatten meine Eltern mich ins archäologische Museum in Straßburg mitgenommen. Ich konnte mich nicht von einem zwei Meter langen galloromanischen Bleisarg losreißen, der mir riesig vorkam ... Ich entfernte ein winziges Metallstück, einfach nur, weil es sich um einen sehr alten Gegenstand handelte. In meinen Augen war er eine wertvolle und heilige Reliquie aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Dieser winzige Splitter aus der Vergangenheit wanderte in meinen Schatz im Keller. Später sammelte ich auch Briefmarken, Postkarten und Münzen.

Bevor ich meinen ersten Raub im Museum von Thann beging, um die alte Pistole an mich zu nehmen, ging ich häufig auf die Trödelmärkte, den Flohmarkt in Belfort am ersten Sonntag im Monat oder den Flohmarkt von Wacken in Straßburg alle vier, fünf Monate ... Es kam vor, dass ich bei dieser Gelegenheit etwas klaute, aber erst, nachdem mein Vater uns verlassen hatte. Meist erwarb ich für eine bescheidene Summe kleine Bronzefiguren, Miniaturen, Elfenbeinfiguren, Gallé-Gläser ... Manche dieser Stücke verkaufte ich wieder, womit ich mir Geld verschaffte, um Klamotten kaufen zu können. Ich liebe Markenkleidung, Hugo Boss, Armani ... Ich kaufte auch Kunstbücher, suchte meinen Weg, mein Geschmack war noch nicht sehr sicher.

Der Diebstahl in Thann zog nicht sofort weitere Diebstähle nach sich. In den folgenden Wochen und Monaten war ich keineswegs von der Vorstellung besessen, es in einem anderen Museum ein zweites Mal zu versuchen. Und dann bot sich eines schönen Tages im Februar 1995, neun Monate nach meiner ersten Schandtat, erneut die Gelegenheit ...

Château du Haut-Koenigsbourg, im Département Bas-Rhin. Diese Burg im Elsass, die die Massen anlockt, ist auf Anordnung von Wilhelm II. auf Ruinen wiedererrichtet worden. Im Innern stammt fast nichts aus jener Zeit; das Mobiliar und die Waffen sind zumeist Kopien, aber es ist ein märchenhafter Ort, den ich gern mit meinen Eltern besuchte. Für mich war es die mittelalterliche Burg schlechthin, hoch oben auf ihrem Berggipfel, mit ihren Türmen, ihrem Bergfried, ihrer Zugbrücke und vor allem ihrem Waffensaal; ich stellte mir vor, wie ich mit diesen Hellebardern, mit diesen Beidhandschwertern, diesen Armbrüsten kämpfte.

Anne-Catherine und ich hatten beschlossen, mitten im Winter dorthin zu fahren, um der Meute der Touristen zu

entgehen. In der Burg, die niemals geheizt ist, herrschte eine Eiseskälte.

»Sie haben wirklich Mut! Es ist ganz schön frisch«, sagte die Dame an der Kasse zu uns, während sie uns die Tickets reichte, ziemlich teure Tickets übrigens.

Ein paar der Armbrüste, die im Waffensaal zwei Meter über dem Boden an der Wand hingen, waren authentisch. Ich stieg über die Schnur, die den Zugang versperrte, und kletterte auf einen Stuhl, der in der Nähe stand. Die rechte Armbrust war am leichtesten zu erreichen. Die Waffe gefiel uns mit ihren Elfenbeintarsien. Sie war notdürftig mit einem gewöhnlichen Eisendraht an der Wand befestigt. Ich musste mich kaum anstrengen, sie kam ganz von allein herunter.

Anne-Catherine stand Schmiere auf dem Gang. Die Armbrust war gut achtzig Zentimeter lang. Im Gegensatz zu dem, was ich später ausgesagt habe, versteckte ich sie nicht unter meinem Mantel. Es war unmöglich, ich wäre nicht sehr weit gekommen. Meine Freundin ging voraus in die angrenzenden Säle, um verzweifelt ein Fenster zu suchen, das sich öffnen ließ. Schließlich fand sie eines. Ich schleuderte die Armbrust nach draußen ... Unten milderte das Gestrüpp in dem Wald, der die Burg umgab, den Aufprall ab. Ich wusste, dass sie da keinen Schaden leiden würde. Außerdem war es neblig. Vom Turm aus konnte ich sie nicht mehr sehen, sie war unsichtbar in den Farben der Februarvegetation. Anschließend wartete Anne-Catherine im Wagen auf mich, während ich um das Gebäude herumging.

Die Armbrust hatte fast nicht gelitten: Nur ein kleines Stück des Materials war abgesplittert, das übrigens kein Elfenbein, sondern Horn war.

Diese alte Waffe war für mich ein Kindheitstraum. Sie versetzte mich dreihundertfünfzig Jahre zurück ... Es handelte sich um eine Jagdwaffe für Linkshänder mit kleinen

Troddeln aus farbigem Stoff und einem eingravierten Adler. Durch eifriges Suchen in den Büchern stieß ich auf die Geschichte dieser Armbrüste aus dem 17. Jahrhundert, und bald kannte ich die deutschen Bezeichnungen für alle Teile der Waffe auswendig.

Mein Zimmer in der Wohnung in Ensisheim, wo wir damals wohnten, war noch mit Kindermöbeln aus blauem Sperrholz eingerichtet, dem schmalen Bett, in dem Anne-Catherine und ich gemeinsam schliefen, und diesem grässlichen Mobiliar von Ikea. Die Armbrust bildete einen komischen Kontrast zu dieser Welt aus Ausschussware. Sie hätte eine andere Umgebung verdient! Aber wir konnten unsere Augen nicht von ihr wenden, wir waren wie im Rausch.

Die Zeitungen berichteten erst zwei oder drei Wochen später über den Diebstahl, als das Verschwinden der Waffe endlich bemerkt worden war. Der Artikel erwähnte verschiedene Sicherheitsmaßnahmen, mit denen diese Burg angeblich gesichert wurde. Das war glatt gelogen. Die Verwalterin war eine Frau, die meine Professorin an der Université de Haute-Alsace in Mulhouse gewesen war, wo ich einen Abschluss in Geschichte vorbereitet hatte. Später, als ich meine Dienste anbot, um die Sicherheit der Museen zu verbessern, äußerte sie sich auf FR 3 Alsace wie folgt:

»O nein, ganz sicher nicht ein Kerl wie er! Und außerdem ist unser Sicherheitssystem absolut zuverlässig.«

Ich musste innerlich lachen ... Ich hätte nicht übel Lust gehabt, ihr durch einen weiteren Diebstahl das Gegenteil zu beweisen. Der Fall sorgte für Schlagzeilen in den *Dernières Nouvelles d'Alsace*, der Zeitung, die meine Mutter abonniert hatte. In der Region ist das Château du Haut-Koenigsbourg ebenso bedeutend wie Versailles! Ich habe Fotos von der Armbrust gesehen und mir auch ihren Schätzwert notiert: zwanzigtausend Francs.

Für mich war das eine gewaltige Summe. Ich bekam es nachträglich noch mit der Angst zu tun und war drei Tage krank, weil ich mir in meinem Kopf immer wieder den Film meiner Tat abspulte. Hatte man mich gesehen? Hatte ich Spuren hinterlassen? Meine Freundin brachte mich zur Vernunft, als ich kurz davor war, die Waffe loszuwerden. Noch heute sehe ich die Bilder des Diebstahls wie in Zeitlupe: Die Armbrust hängt vor mir an der Wand des Waffensaals, ich denke an meinen Vater, sehe vor allem das Gesicht eines gewissen Martinez wieder, eines schadenfroh lächelnden Polizeikommissars. Ich wollte mich an ihm rächen, und der Diebstahl dieser Armbrust, davon bin ich überzeugt, geht zu einem Gutteil auf sein Konto.

Einen Monat zuvor hatte dieser Polizeibeamte verhindert, dass ich einen Job bekam, mit dem ich sehr stark gerechnet hatte. Bis dahin hatte ich, nachdem ich die Vorbereitung auf den Abschluss in Geschichte unterbrochen hatte, mehr oder weniger alles versucht, hatte als animateur in Ferienlagern gejobbt und dann in einem Supermarkt die Regale mit Lebensmitteln aufgefüllt. Ich hatte sogar als Museumswärter gearbeitet! Das war ein Studentenjob gewesen, im August 1991, im Historischen Museum in Mulhouse. Ich hatte den großen Saal zu überwachen, der der Malerei und dem Mobiliar des 17. Jahrhunderts gewidmet ist, einer Epoche, die mich später so faszinieren sollte, mir damals aber vollkommen gleichgültig war. Ich interessierte mich sehr viel mehr für den Saal, der der Archäologie gewidmet war und direkt darüber lag.

Ich werde Ihnen ein Geheimnis verraten: Dort habe ich in Wirklichkeit meinen allerersten Diebstahl in einem Museum begangen! Oh, einen ganz unbedeutenden Diebstahl! Immer wenn ich meine Kontrollgänge beendet hatte, ging ich in den oberen Saal hinauf und blieb vor einer Wandvitrine stehen, in der ein paar Gegenstände aus der Zeit der

Merowinger ausgestellt waren. Ich öffnete die Vitrine ein wenig ... gerade so weit, dass ich einen Stift hineinschieben konnte. Und mit ihm begann ich, die Stücke hin und her zu schieben. Ich hätte eine Halskette aus grüner Glaspaste nehmen können, aber sie war viel zu schön. Und mit neunzehneinhalb hatte ich dafür noch keinen Sinn. Ich begnügte mich schließlich mit einer polierten glänzenden merowingischen Gürtelschnalle, nachdem ich drei Tage gezögert hatte. Das war ein Anfang, auch wenn der Diebstahl keinerlei Folgen hatte. Die Metallschnalle wanderte in meine bunt zusammengewürfelte Sammlung in der blauen Plastikwanne.

Ich arbeitete auch bei Décathlon, bei Super U und in verschiedenen anderen Geschäften. Anschließend brachte mein Vater, der damals noch bei uns lebte, mich bei Peugeot unter. Zu meinem Besten, wie er sagte. Arbeit am Fließband, bei fünfunddreißig Grad, Aufstehen um fünf Uhr früh ... Ich konnte mit dem Tempo nicht mithalten. Nach einer Woche warf ich zu seiner großen Verzweiflung das Handtuch. Mein Vater war sehr streng mit mir, für ihn zählte nur die Arbeit. Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr durfte ich abends nicht mit Freunden ausgehen, um halb zehn oder zehn Uhr musste ich ins Bett, und nach der Sperrstunde durfte ich nicht mehr fernsehen. Mein Vater erzog mich, wie er selbst erzogen worden war. Für ihn begann die Volljährigkeit noch immer mit einundzwanzig.

Anschließend arbeitete ich als Briefträger, bevor ich von einer Wach- und Schließgesellschaft angestellt wurde, und danach überführte ich Autos, die ich im Département Haute-Saône abholte. Einige Zeit verdingte ich mich auch bei einem Audi-Vertragshändler. Kurz, ich roch in alles hinein, ohne dass es mir je gelungen wäre, eine feste Stellung zu finden.

Und da kam dieses Angebot von Air Inter. Die Fluggesell-

schaft suchte junge Leute, die Deutsch sprachen und sich um das Einchecken der Passagiere am Flughafen Basel-Mulhouse kümmern sollten. Ich war dreiundzwanzig und sah mich bereits eine schöne Uniform tragen, ich würde billig reisen können ... Ich tat alles, um diese Stelle zu bekommen. Ich nahm an einem Auswahlverfahren teil und machte eine interne Ausbildung, bevor ich zu Kommissar Martinez gerufen wurde, der für die Flughafensicherheit verantwortlich war.

Völlig überraschend sagte er zu mir: »Ich ziehe Ihre Dienstmarke ein. Ich kann Sie nicht im Flughafen herumlaufen lassen.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Sie sind dabei erwischt worden, wie Sie eine Videokassette gestohlen haben, Sie erinnern sich doch, nicht wahr?«

Wie konnte er das wissen? Ich selbst hatte die Geschichte mit der Kassette, die ich vier Jahre zuvor in einem großen Kaufhaus gestohlen hatte, völlig vergessen. Ich hatte sie sofort bezahlt, und der Polizist, der ein Protokoll aufgenommen hatte, hatte mir eindringlich ins Gewissen geredet. Das war so lange her, in meinem Führungszeugnis war es mit keinem Wort erwähnt! Aber so sehr ich auch protestierte, ihm versicherte, dass ich mir nie mehr etwas hätte zuschulden kommen lassen, und an sein Wohlwollen appellierte, es half alles nichts.

»Aber was soll ich denn machen, Herr Kommissar? Wovon soll ich leben? Ich suche schon so lange eine feste Arbeit!«

»Na ja, dann stehlen Sie doch weiter! Einmal haben Sie es ja schon getan!«

Ach, dieser kleine Satz, hingeworfen wie eine scherzhafte Bemerkung! Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr er mich getroffen hat! Als ich die Armbrust stahl, musste ich wieder an diesen Kommissar denken, den ich beim Wort nahm: Ich stahl, wie er mir geraten hatte!

Was er noch hinzufügte, hat mich ebenfalls gedemütigt: Die Polizei hatte Nachforschungen über mich in der Nachbarschaft angestellt, die nicht gerade zu meinem Vorteil ausgefallen waren. In den Berichten stand, dass meine Eltern sich heftig stritten, dass Teller durchs Haus flogen, dass die Nachbarn sich beschwerten. Gott sei Dank war mein Vater nie so weit gegangen, meine Mutter zu schlagen, auch wenn nicht viel gefehlt hätte. Es war vorgekommen, dass ich selbst die Polizei zu Hilfe rief.

Als ich vor dem Kommissar stand, tauchte ein Bild wieder auf: das von zwei Uniformierten, die es so sehr satt hatten, zu uns nach Hause zu kommen, dass der eine eines Tages leise zum anderen gesagt hatte: »Sollen sie sich doch gegenseitig umbringen, dann haben wir wenigstens unsere Ruhe!«

Ich saß abseits in einem Sessel, sie hatten mich nicht gesehen. Diese Worte hatten mir sehr wehgetan. Ich war damals achtzehn oder neunzehn und konnte es nicht mehr mit ansehen, wie meine Eltern sich zerfleischten. Damals begann ich, gegen die Autoritäten zu rebellieren, insbesondere gegen die Polizei.

Zwei Monate nach dem Einschreiten von Kommissar Martinez, der meine Anstellung bei Air Inter hintertrieben hatte, fuhr ich immer wieder in die nahe Schweiz, um Arbeit zu suchen. Jeden Tag gehen viele Grenzbewohner zum Arbeiten in die Schweiz und kehren am Abend nach Frankreich zurück. Und während sich die Schweizer Zöllner stets korrekt verhielten, bekam ich mit den Franzosen immer wieder Probleme.

Eines Tages begannen sie, meinen Wagen von oben bis unten zu durchsuchen, unter Berufung auf meine gescheiterte Bewerbung am Flughafen Basel-Mulhouse. Ich möchte wissen, woher sie das wussten. Ich verstand nicht, was sie eigentlich wollten. Der Ton nahm an Schärfe zu, ich gebe zu, dass ich aggressiv und grob wurde. Einer der beiden

Männer packte mich am Kragen, und Anne-Catherine schrie: »Lassen Sie ihn los, lassen Sie ihn los!«

Ich bekam keine Luft mehr. Da ich nicht wusste, was ich machen sollte, um mich zu befreien, geriet ich in Panik und biss dem Zöllner in den Finger!

Aber das war noch nicht alles. Zwei Monate später wartete ich vor dem Bahnhof von Mulhouse in meinem Wagen auf Anne-Catherine, die eine Zeitung kaufte. Ein Verkehrspolizist begann, einen Strafzettel auszuschreiben.

»Sie dürfen hier nicht parken«, sagte er zu mir.

»Aber ich parke nicht, Monsieur. Meine Freundin ist sofort wieder da.«

Ich achtete darauf, höflich zu sein. Ich sah Anne-Catherine bereits zurückkommen.

»Ach, Sie wollen sich mit mir streiten!«

Da ich sah, dass er nicht von dem Strafzettel abließ, versuchte ich loszufahren.

Der Polizist stellte sich vor den Wagen, warf sich auf die Motorhaube und brüllte: »Er überfährt mich! Er überfährt mich!«

Zwei Passanten drehten sich um, liefen herbei und boten sich sogleich als Zeugen an.

Zwei Verurteilungen waren die Folge. Der Zöllner, dem ich in den Finger gebissen hatte, wurde für zehn Tage von der Arbeit freigestellt, was mich zehntausend Francs kostete. Mein ganzes Taschengeld ging dafür drauf.